



Leseprobe

Paul Beatty
Schlechter tanzen
Roman

»Ein sensationeller Coming-of-age-Roman. Beatty mischt erschreckende Wirklichkeit mit wilder Phantasie.« *Los Angeles Times*

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,00 €



Seiten: 352

Erscheinungstermin: 12. November 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Gunnar Kaufman, ein etwas linkischer schwarzer Jugendlicher, zieht mit seiner Familie vom schicken und multikulturellen Santa Monica nach Hillside, einem schwarzen Vorort von Los Angeles. Schlimmer konnte es nicht kommen, denn Gunnar liest Kant, Hegel und Homer, tanzt wie ein Weißer und hat von den Ghettoregeln keine Ahnung. Wie Gunnar dennoch den Durchbruch zum Dichter, Basketballstar und schließlich Erlöser der gesamten afroamerikanischen Kultur schafft – das erzählt Paul Beatty frech, virtuos und in schnellen, wechselnden Rhythmen. »Schlechter tanzen« ist ein abgründig komischer Entwicklungsroman und Kultbuch einer Generation.

PAUL BEATTY, 1962 geboren, zählt zu den bedeutendsten amerikanischen Autoren der Gegenwart. Begonnen hat er als Lyriker, schnell avancierte er zum Star der New Yorker Slam-Poetry-Szene. Seine Romane haben in den USA Kultstatus. Für »Der Verräter« wurde Beatty mit dem National Book Critics Circle Award sowie – als erster Amerikaner – mit dem Man Booker Prize ausgezeichnet. Paul Beatty lebt in New York.

PAUL BEATTY

SCHLECHTER TANZEN

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Ulrich Blumenbach*

btb

Die Originalausgabe erschien 1996 unter dem Titel
»The White Boy Shuffle« bei Houghton Mifflin Company,
Boston/New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © der deutschsprachigen Taschenbuchausgabe Dezember 2018
by btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © der Originalausgabe 1996 by Paul Beatty
All rights reserved

Erstmals auf Deutsch erschienen 1999 im Rowohlt Berlin Verlag
unter dem Titel »Der Sklavenmessias«

Covergestaltung: semper smile, München
Covermotiv: © Lisa Schaetzle/Getty Images;
Shutterstock/Elovich

Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
cb · Herstellung: sc

Printed in Germany
ISBN 978-3-442-71665-4

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag

*Für Yvonne Beatty,
meine Mutter*

Prolog

Diese Messiasnummer ist ein Schuss in den Ofen. Andererseits habe ich es geschafft, das ewige Machtvakuum an der Spitze des schwarzen Amerika zu füllen. Genervte Bürger zweiter Klasse müssen in ihrem Sonntagsblättchen nicht mehr inserieren:

Negerdemagoge

Muss imstande sein, ein verschlepptes, geknechtetes und gespaltenes Volk ins Gelobte Land zu führen. Kommunikationstalent erwünscht. Gehalt begabungsabhängig. Keine Berufserfahrung erforderlich.

Als Dichter und Experte für Seelenquälerei bin ich erwiesenermaßen qualifiziert. Mein Buch *Wassermelanin* hat sich 126millionenmal verkauft. Auf mich hört der Akademiker, der Mann auf der Straße und der politische Kabbalist. Wortführer der schwarzen Community? Der perfekte Job für mich.

Ich musste nicht mal zum Bewerbungsgespräch. Ich wurde von zweiundzwanzig Millionen unorganisierten Seelen beauftragt, hauptberuflich als Haustyrann und Pfleger eines verlassenen Volkes zu arbeiten. Ich füttere das schwarze Amerika mit dem Brei der Vergeblichkeit, ich enthülle den Teufelskreis seines Kampfes und die Perspektivlosigkeit, in der es dahinvegetiert. Dafür bringt man mir blinden Gehorsam entgegen. Wo ich auftauche, schließen sich die schwarzen Küken einem aufgedrehten Plastikbarden an,

der unaufhaltsam auf die Selbstzerstörung zusteuert und die Datenautobahn überquert, ohne nach links und rechts zu sehen. Sollte ein Medienmogul je die Filmrechte an meinem Leben kaufen, steht in der Fernsehzeitschrift wahrscheinlich:

Im Freiheitskampf überredet ein verstockter junger Lyriker die schwarzen Amerikaner, alle Hoffnung fahrenzulassen und kollektiven Selbstmord zu begehen – Showdown mit Feuerzauber. Atemberaubende Actionszenen. Bedingt jugendfrei.

Beim Kampf um Gleichberechtigung haben Schwarze alles versucht. Wir haben appelliert, revoltiert und amüsiert, wir sind Mischehen eingegangen und werden trotzdem noch wie der letzte Dreck behandelt. Nichts hat was gebracht, warum also erst groß an Toxinen und amerikanischer Leistungsethik dahinsiechen, wenn wir die Freiheit zur zügigen Selbstliquidierung haben? In heroischer Verneinung des Willens zum Leben strömen Neger wie die Lemminge nach Hillside, Kalifornien. Tag für Tag erheben sie die Augen flehentlich zum Himmel und suchen im Smog über Kalifornien nach dem metallisch grau schillernden Pünktchen, das wächst und wächst, bis es schließlich ein paar hundert Meter über ihren naturkrausen oder geglätteten Haaren explodiert. Das Ende aller Emanzipation. Scheiß auf Lunch-Theken, Luxustoiletten und Sitzplätze im Bus; unser Massenselbstmord wird zum ultimativen Sit-in.

Alle sind sie gekommen, die Heiligen des schwarzen Amerika, die rund fünfhundert Jahre nach unserer Ankunft in diesem Fegefeuer die letzten Vorbereitungen zur Himmelfahrt treffen. Der gut gekleidete Bursche, der in der Postabteilung Ihrer Firma arbeitete und radebrechte, wenn Sie ihn

mit gönnerhaftem Smalltalk zuschwallten, überlegt, ob er das Gas abgedreht hat, und lacht schallend, als ihm der Irrwitz aufgeht. Der zahnlose demokratische Ex-Bürgermeister Ihrer Stadt verfasst mittelmäßige Elegien, ohne dass ihm der Irrwitz aufginge. Auf der Suche nach einer schnellen Nummer schwingt die scharfe junge Schwarze, die Sie beim Sport in der achten Klasse immer zum Sabbern gebracht hat, ihre Kurven ein letztes Mal um den Block. Die Frau neben Ihnen an der Bushaltestelle, die ihre Handtasche umklammerte und Ihnen den Ellenbogen in die Rippen rammte, um den letzten freien Platz zu ergattern, nimmt sich vor, ihren Boss anzurufen, pausenlos Stuss zu reden und im letzten Moment den Hörer in Richtung der Explosion zu halten: »Ich komm morgen nicht zur Arbeit. Dann bin ich nämlich längst zu Kohlestaub verdampft, Sie mieser Sklaventreiber.«

Letzte Woche hat mich *Time* »den Rattenfänger aus Ebenholz« genannt. Für den *U. S. News & World Report* war ich »der Leithammel beim ethnischen Harakiri«. Die Nachwelt wird mich unter die wahnsinnigen Messiasse einreihen, die im Wartesaal der Hölle schmoren und sich melden, wenn Satan den Appell abnimmt: Jim Jones, David Koresh, der namenlose Anführer der leichten Brigade, Charles Manson, General Westmoreland und ich. Diese Seiten sind meine Memoiren, das Schlachtfeld, das ein feiger Deserteur aus dem ewigen Krieg um Anstand hinterlassen hat.

**»Mama fein,
Papa fern«**

Eins

Im Gegensatz zum erdverbundenen, volkstümlichen schwarzen Voodoo-Priester – Totem im Blaumann, Blues im Blut –, der den weißen Rassismus großmütig weg- und den Pulitzerpreis einsteckt, bin ich nicht der siebte Sohn des siebten Sohns des siebten Sohns. Ich hätte nichts dagegen, aber das Schicksal hat mich um sechs Brüder und drei Onkel betrogen. Die Häuptlinge und Stammesmütter oben auf dem Kilimandscharo haben mich übergangen, mir absolut nichts hinterlassen, die Knickstiefel. Sie haben mich grausam um das mythologische Erbe und die Zauberkraft des Afrikaners gebracht. Kein Gott hat mir die Gabe verliehen, mit einem perlenbesetzten Knüppel in der Luft rumzufuchteln, rassenpolitische Halunken anzufunkeln und per Stammesgesang zu vernichten. Vielleicht hat irgendein Familienclown den Karren in den Sand gesetzt und die Ahnen gekränkt. Die Götter verschaukelt, zu viel Hokus in den Pokus gegossen, und jetzt müssen die Söhne für die Sünden der Väter büßen.

Ich heiße Kaufman, Gunnar Kaufman. Ich bin der schwarze Orest im verfluchten Haus des Atreus. Ein wackliger Chromosomensatz hat mich gezwungen, in die Fußstapfen einer langen Reihe kuschender Coons, Onkel Toms und loyaler Ja-Massa-Faktoten zu treten. Ich bin der erste Sohn eines rückgratlosen, farbenblinden Hurensohns, des dritten Sohns eines arschkriecherischen, nestbeschmutzenden Hausnegers, der seinerseits ein siebter Sohn war – wenn auch nur aus Versehen. (Großvater Giuseppe Kaufman hatte sich im Schlaf auf seinen älteren Zwillingbruder Johannes

gewälzt und ihn erstickt, und seitdem meldete er Anwartschaft auf die hochgeschätzte Stelle des siebten Sohnes an.) Von Geburt an bekam ich zu hören, meine Vorväter hätten mit ihrem »Platz da, jetzt komm ich«, ihren surrealen Eskapaden und Melonenmätzchen wahre Heldentaten vollbracht. Ihre Bravourstücke und ihr Onkel-Tom-Getue wurden uns allabendlich eingebläut, wenn meine Mutter bei Makkaroni mit Käse Oral history lehrte. Es gibt nichts Schlimmeres als einen lauten Griot, und meine Mutter war der lauteste.

Meine Schwestern und ich wuchsen bei Mom auf; wir waren die heiß erkämpften Trophäen einer verheerenden Vormundschaftsschlacht, die das Familienporzellan als Granatsplitter im Nacken meines Vaters hinterlassen hatte. Die Scheidung bestärkte Mama, Ms. Brenda W. Kaufman, darin, ihre Kinder mit ihren Vorfahren bekannt zu machen. Als Waisenkind aus Brooklyn, das weder Eltern noch Geburtsurkunde kannte, kaschierte Mom ihre uneheliche Herkunft mit der patriarchalischen Familiengeschichte meines Vaters.

An Sommernachmittagen saßen Nicole, Christina und ich ihr zu Füßen und erforschten unsere Blutpfade, indem wir mit den Fingern die Krampfadern entlangfuhren, die ihre aschgrauen Beine überzogen. Sie legte ihre abscheulichen Stampfer auf ein Sofakissen, und wir enträtselten unsere Abstammung, während wir an ihren Füßen die steinharten Ballen und Schwielen abfeilten.

Wir fingen bei den Grundlagen an. Gefahr in Verzug, Kinder bei der Arbeit! Nicole, die kleinste, die mich auf das geflügelte Wort »Und ewig brüllen die Bälger« gebracht hatte, eröffnete auf ihre ichbezogene Art das Verhör und pulte die ganze Zeit an dem rissigen Knubbel herum, der die linke Ferse meiner Mutter bildete.

»Maw, habt ihr mich adoptiert?«

»Nein, haben wir nicht. Ich hab dir doch letzte Woche die Schwangerschaftsstreifen gezeigt. Mensch, jetzt mach mal. Reiß die Haut mit den Nägeln ab, wenn's anders nicht geht.«

Dann war Christina dran, die mittlere, die ich nach Art der amerikanischen Ureinwohner »Die mit den Fingern in der Nase und dem Daumen im Mund ihren Rotz verteilt« getauft hatte. Sie zerrte am Tränenkanal und zurrte die Blutbande fest.

»Und mich und Gunnar?«

»Auch nicht.«

»Kannst du das beweisen?«, fragte Christina ängstlich und atmete so schwer, dass ihr Schleimbläschen aus der Nase traten. »Welche von den Runzeln auf deinem Bauch ist denn von mir?«

»Chrissy, wenn irgendwer so blöd ist, sich deine Mutter zu nennen, dann glaubst du's besser, okay?«

»Maw?«

»Was denn, Gunnar?«

»Deine Füße stinken.«

»Halt den Mund, oder du kannst dich sofort bei der Army melden.«

Der Fortgeschrittenenkurs in Kaufmanscher Genealogie fand abends statt, wenn Mutter von der Arbeit kam. Sie testete in der Freien Klinik von East Los Angeles die Ärmsten der Armen auf Syph. Ich weiß noch, wie gern sie das geschliffene Operationsbesteck aus rostfreiem Stahl und die Hochglanzpolaroids der ausgeprägtesten Fälle auf dem Esstisch ausbreitete. Während sie die Specula und Katheter polierte, erzählte sie grausige Witze, wie sie »Pimmel punktiert und Votzen ausgekratzt« hatte. Ich schwöre, irgendwo in ihrer dunklen Vergangenheit haben Minstrelsänger auf kerzenbeleuchteten Theaterbühnen gewalzt.

Jedes Abendessen war bühnenreifes Kabarett, Hauptnummer Mom als Amazing Crazy Lady. Sie wischte uns die fettigen Lippen ab und hielt Vorträge über die entsetzlichen Geschlechtskrankheiten, während sie Stampfkartoffeln und Fotos von Unterleibsgeschwüren herumreichte. Um uns den Rest zu geben, riss sie ein Verhütungspäckchen auf, zog ein blaues Kondom heraus, rollte es ab und stopfte das Reservoir in ein Nasenloch. So saß sie da und belehrte uns über die Vorzüge von Safer Sex. Ein schlaffer Pariser baumelte ihr aus der Nase und prallte bei jeder Silbe gegen das Kinn. Plötzlich drückte sie das freie Nasenloch mit dem Zeigefinger zu und zog den unbefeuchteten Gummi in die Nase hoch. Sie öffnete den Mund, spuckte ein aufgeweichtes Stück Latex aus, hielt es hoch und sagte zufrieden: »Tätää! Mahlzeit.«

Beim Essen ging der Zirkus weiter. Ihre Ernennung zum lautesten Griot der Weltgeschichte lässt sich zwar nicht erhärten, aber vom *Guinness-Buch der Rekorde* wird sie immerhin als lauteste Schluckerin der Welt geführt.

SCHLUCKEN. Ms. Brenda W. Kaufman (geb. 1955) aus Los Angeles zeichnete ohne Verstärker Schluckgeräusche mit 47 Dezibel auf (befahrene Straße = 70 db, Düsentriebwerk = 130), als sie am 3. Mai 1985 in der *David Letterman Show* Leitungswasser aus New York City trank.

An ihrem Geburtstag sehe ich mir immer das Video von ihrer Vorführung an. Ein Mann mit englischem Akzent hält ihr ein Mikrofon an die Kehle, und sie trinkt hingebungsvoll ein Glas Wasser. Rechts unten wird ein Lautstärkemesser eingeblendet, dessen Nadel bei jedem ohrenbetäubenden Schlu-

Besorgungen erledigt hatte, musste er irgendwie die Zeit totschlagen. Er saß auf den Wiesen am Charles River und sah zu, wie die Jongleure gutgläubigen Passanten das Geld aus der Tasche zogen. Mit sieben Jahren wusste Euripides, wie er Geld machen konnte. Der Babyunternehmer wetzte nach Hause, beschmierte sich die schwarze rußige Haut mit Lampenöl und setzte sich neben den Haupteingang des Bostoner Stadtparks. Jeder flanierende Bostoner, der an ihm vorbeikam, reagierte auf Euripides' unterwürfig strahlendes Grinsen und sein glänzendes Gesicht mit der mitleidigen Frage: »Was fehlt dir denn, Söhnchen?« Worauf Euripides antwortete: »Wenn Sie wollen, streicheln Sie mir doch den Kopf. Das bringt Glück. Kostet nur Sixpence.«

Nach kurzer Zeit hatte er eine Stammkundschaft aus alteingesessenen Reichen und Loyalisten, Rotröcken und Milizionären, die ihm Geld gaben, mit der Hand über seinen Krauskopf fuhren und dafür Glück und garantiert ein Leben nach dem Tode empfangen. Sechs Monate später schor er sich den Schädel, um das haptische Vergnügen zu steigern, und das Geschäft boomte. Seinem Eigentümer und Namensgeber Chauncy Kaufman war der Einfallsreichtum des kleinen Strolchs, der seinem Betrieb zu bescheidenem Ruhm verhalf, natürlich nicht entgangen. Schon bald suchten die Kunden die Schmiede auf, um ihre Pferde beschlagen zu lassen und dem schwarzen Schelm den Kopf zu tätscheln. Sie kamen angeritten, banden ihre Pferde an den Pfosten und riefen: »Vier neue Hufeisen, Chauncy. Wo steckt Euripides? Letzte Woche hab ich vergessen, ihm die Stoppeln zu kraulen, und prompt hat mich die Missus erwischt, wie ich's auf dem Speicher mit dem Küchenmädchen getrieben hab. Komm her, du kahlköpfiger Glücksbringer, du.«

An einem milden Frühlingstag fand der neunjährige Eu-

ripides heraus, wie viel so ein »Ach, ist der süß« mit nem Kniff in die Wange wert war. Er sah hoch und erblickte einen schwarzen Jungen in seinem Alter, der beim Gemüsestand nebenan für fünfzehn Pfund versteigert wurde. »Snookums, wenn der Coiffeur dir die Perücke gepudert hat, dann besorgst du noch ein paar Tomaten, einen Kopfsalat und einen kleinen Nigger, klar?« Ganz der frühreife Geschäftsmann, wollte Euripides wissen, wie viel er selber wert war, und fragte seinen verschwitzten, rußgeschwärtzten Herrn und Meister, ob er auf dem freien Markt ebenfalls fünfzehn Pfund einbringen würde. Master Kaufman versicherte ihm, so ein cleveres Kerlchen wie er wäre gut und gern das Doppelte wert. Euripides griff in seinen Ranzen und zählte ihm dreißig Pfund von seinen Ersparnissen aus der Kopftätschelbranche auf den Amboss. Als freier Mann von neun Jahren verließ er die Schmiede und dachte nicht im Traum daran, sich einen Hut zu kaufen. Er ging zur Handelsmarine und gelangte, in Mamas Worten, als »der eigentliche Kopf hinter dem Massaker von Boston« zu heimlichem Ruhm.

Laut Familienüberlieferung wick Euripides Kaufman am 5. März 1770 elegant einer für ihn bestimmten Musketenkugel aus, und Crispus Attucks erwachte als Märtyrer im Niggerhimmel. An jenem historischen Nachmittag saß Euripides mit seinem besten Freund Crispus in einem Bostoner Pub und trank Samuel Adams' Dünnbier vom Fass. Was gibt es Schöneres, als schwarz, frei und einundzwanzig zu sein, sich mit dem hausgebrauten Gerstensaft zu betrinken und für die weißen Matrosen das Maskottchen zu spielen? Euripides' Freiheit hatte nur eine Schattenseite: Er konnte nichts mehr berechnen, wenn ihm die Stammgäste mit übermütiger Herablassung über den Schädel strichen. »Euripides, du schwatter Flaggleinenknoten von Schädel, wann hast du dich

eigentlich gehäutet? Oder kriechst du zum Schlafen immer noch in deinen alten Affenpelz?«

Was sind schon ein paar Niggerwitze unter Freunden? Wir Kaufmans verstehen Spaß, das war schon immer so. Wenn ich meinen Vater besuchte, der beim Los Angeles Police Department im Wilshire-Revier Phantombilder zeichnete, standen seine Kollegen um ihre überladenen Schreibtische herum, lachten sich halb tot über ihre »Wie viele Nigger braucht man, um ...«-Witze, klopfen sich auf die Schenkel und sahen zu uns rüber, ob wir auch mitlachten. Dad lachte immer. Seine Epauletten bäumten sich auf wie Spannerrau-pen, so prustete er. Ich lachte nie, bis mein Vater mir einen gepfefferten Hieb zwischen die Schulterblätter verpasste. Der Schlag riss mich hoch, mein Kopf schnellte nach vorn, und ich brachte ein schwaches, erniedrigendes Gackern heraus. Auch wenn ich die Pointe nicht kapiert hatte. »Dad, was meinen die denn mit ›Die strecken bloß die Zunge raus, und schon kleben sie an der Wand?« Später wurde ich Zeuge, wie mein Vater Phantombilder für misshandelte Bürger anfertigte, die sich an seinem Gesicht orientierten. »Er hatte Wulstlippen, seine Nase war eine Spur größer als Ihre, aber er blähte sie genau wie Sie.« Daddy erweckte einen Verbrecher zum Stillleben, und ohne beim Stricheln innezuhalten, schärfte er mir ein, mein Gesicht aus den polizeilichen Skizzenblöcken rauszuhalten. Im Streifenwagen und mit Zeichenkohle im Gesicht wurde ich nach Hause geschickt, und seine patriotischen Sinnsprüche klangen mir noch in den Ohren: »Denk dran, Gunnar: Gott, Vaterland und Lachen, das ist die beste Medizin der Welt. Hat deine Mutter den Scheck bekommen?«

Kein Wunder, dass ein Kaufman, der mit den Wölfen heulte, der amerikanischen Revolution Starthilfe gab.

Der leberlippige Euripides Kaufman hatte schon ziemlich Schlagseite und konnte kaum noch stehen, zog sich aber aus der Affäre, indem er den Spott der pöbelnden Teerjacken auf einen einsamen jungen Rotrock lenkte, der vor dem englischen Unterhaus gegenüber der Taverne Wache schob. »Hey, Jungs. Ist der Knabe da drüben nicht das britische Früchtchen, das gestern bei Jack Milton eine Rasur mit allem Drum und Dran gekriegt und ihn dann um seinen gerechten Lohn geprellt hat?« Angeführt von Euripides und Crispus, schlingerte der besoffene Mob nach draußen. Mit den Humpen in den Händen umringten sie den nervösen Wachposten und deckten ihn mit Flüchen ein. Einen Meter vor dem Rotrock blieb Euripides stehen, musterte ihn von Kopf bis Fuß, drehte sich zu seinen Zechkumpanen um und sagte: »Fürwahr, der Teesäuerer und Pfannkuchenfresser ist der Rechtsbrecher. Das kann Crispus doch bestätigen, was, altes Haus?«

Genau wie Euripides und mein Vater wollte Crispus es immer allen recht machen, aber jetzt fielen ihm keine revolutionären Schmähreden ein. Er wollte vom weißen Amerika geliebt werden und sah meinen Ururururururgroßvater hilfesuchend an. Dann imitierte er Euripides Kaufmans boshafte Sottisen vor dem einsamen Vertreter von Englands Wagniskapitalismus in der Neuen Welt. »Ganz recht, das ist der Cockneyschimpanse, der sich mit seinem knallroten Affenarsch vom Rest der Meute abgesetzt hat. Wo steckt denn dein milchweißes Flittchen? Schleimt sich bestimmt grade an King George ran, reibt ihm den Schmerbauch und zählt unsere Steuergelder. Buh! Crispus Attucks will auch ne Weiße! Buh!«

Konnten zwei nominell freie Nigger größere Libertins sein? Mit ihrem Unabhängigkeitsgeheul wiegelten sie die Kolonisten auf, die schon mehr Sterne sahen als später in

den Stars and Stripes. Irgendwann im Verlauf des berühmten Aufruhrs holte Euripides, aufgehetzt und abgefüllt, seinen Schwanz raus und pisste den englischen Truppen eine Lache hin. Er spürte, dass die Brigade kurz vor der Explosion stand, schrie: »Das besteuert erst mal!« und verzog sich zur Nachhut der tobenden Menge. Ein kohlrabenschwarzer, besoffener Crispus Attucks blieb an der Spitze des überwiegend weißen Mobs, lallte unverständliche Beschimpfungen der englischen Krone und bedrohte das ganze Weltreich mit seinem Knüppel. Dann krachte die berühmte Salve los, und Körper plumpsten dumpf und leblos aufs dreckige Pflaster.

Amerikas Geschichtsbücher kennen einen toten Crispus Attucks auf Bostons Straßen, aber den Beitrag von Euripides Kaufman ignorieren sie bis heute. Vor Gericht sagte ein Zeuge der Anklage aus, der Soldat, der Crispus voll Blei pumpte, hätte bedauernd gesagt: »Scheiße, ich hab den falschen Nigger erwischt.« Ein Glück, denn hätte er den richtigen erwischt, wäre meine siebte Klasse an der Manischewitz Junior High School nie in den Genuss gekommen, die trotteligen Söhne und Töchter der konföderierten Dienerschaft auszulachen. Allesamt gezeugt von meinem Ur-hoch-sieben-Großvater Euripides Kaufman.

In Ms. Murphys Klasse hörten erstmals Nichtverwandte von der angeborenen Servilität der männlichen Kaufmans. Um den entwurzelten Blagen in ihrer Klasse ein Gefühl von Rassenzugehörigkeit zu verschaffen, gab uns Ms. Murphy im Monat der schwarzen Geschichte auf, Stammbäume zu zeichnen. Obwohl die meisten Kinder nicht über ihre Großeltern hinauskamen, malten sie hochmütig ihre Zerrbilder amerikanischer Geschlechter. Keiner von uns wusste genug, um sich der Unkenntnis der eigenen Geschichte zu schämen,

ganz zu schweigen von der der Negerhelden auf den Schautafeln an den Wänden.

Ich saß in der Mitte des Klassenraums und langweilte mich zu Tode, als meine Mitschüler einer nach dem anderen aufstanden, ihren Stammbaum hochhielten und denselben Text runterleierten: »Ähm, die Jungen haben Kreise, und die Mädchen sind die mit den dreieckigen Köpfen. Das bin ich. Meine sechs Schwestern. Mein Bruder, aber der ist hopsgegangen. Mein zweiter Bruder, auch hinüber. Meine Mom. Mein Dad. Und das hier sind meine Großeltern. Mein Grandpa war in Vietnam und hat n Dachschaten. Noch Fragen? Wo meine Mutter geboren wurde? In Arkansas, und meinen Vater hat sie im Greyhound-Bus kennengelernt. In San Antonio haben sie sich verliebt, und in Tucumcari in New Mexico hat er sie auf der Toilette befummelt. Dann bin ich gekommen. Quatsch, Denise, ich bin nicht aufm Münzklosett geboren worden.«

Schließlich rief Ms. Murphy mich auf. Ich klemmte meinen Stammbaum unter den Arm und marschierte zur Tafel, wobei ich meinem Kumpel Jimmy Lopez zur Sicherheit noch eins überbriet. Ich reckte den Arm und entrollte meinen gigantischen Stammbaum. Er reichte mir fast bis an die Knöchel, und die Klasse bestaunte die Generationen zerknitterter Strichniggerpärchen, die Strichhändchen hielten.

Ich fing oben bei Euripides Kaufman an und arbeitete mich nach unten durch. Ich spürte die Hand meiner Mutter auf der Schulter, ihre Erzählungen kamen aus meinem Mund, und ich spulte mein Programm ab wie die Puppe eines Bauchredners. Ich erzählte der Klasse, wie die Kaufmans in den Süden kamen, als Swen Kaufman, Euripides' weitgereister Enkel, Bostons Staub von den Füßen schüttelte und aus Versehen zum ersten Schwarzen wurde, der je in die

Sklaverei davonrannte. Da er kein Angelsachse war, musste er sich den Traum einer Tänzerkarriere abschnitten. In ernstzunehmenden Ballettkreisen war er unerwünscht, und die Varietés konnten mit seinen »französelnden Monarchistensynkopen« in ihren coonigen Minstrelshows nichts anfangen. »Nimm die Krone ab, Jigaboo. Und lach mal n bisschen«, war alles, was er zu hören bekam. Bei jeder anderen Gelegenheit kroch Swen zu Kreuze, aber beim Tanzen machte er keine Kompromisse. Also packte er eines stürmischen Abends seine Ballettschuhe und stahl sich als blinder Passagier auf einem Frachter in den Cotton Belt davon.

An der Küste von North Carolina ging er von Bord und machte sich an die künstlerische Selbstverwirklichung. Er klapperte die Tabakrouten ab, und übertriebenes Interesse an seinem rechtlichen Status zerstreute er mit seinem blaublütigen Neuenglanddialekt. Wenn er Lynchmobs, Bluthunden und wehrlosen, parasolschwingenden Schönheiten des Südens über den Weg lief, richtete er den Blick auf ihre Füße und hob gleichzeitig die Nasenspitze hoch genug, um seine gute Kinderstube zu demonstrieren. Wenn er auf ihre Nachfragen einging, rollte er seine R's höflich und unterwürfig.

»Bist nicht von hier, was, Bürschchen?«

»Nein, Sir. Darf ich annehmen, dass mich mein Trikot verraten hat, Sir?«

»Was gegen ein paar Fragen einzuwenden?«

»Aber ganz und garr nicht, ich verstehe nurrr zu gut, dass Sie mich kujonierren müssen, weil Sie mich für einen entlaufenen Negerrr halten. Fahrren Sie mit Ihrem Verrrhörrrruhig forrrt.«

»Schotte biste auch nicht, was, Bürschchen?«

Nach drei Tagen auf der Walz gelangte Swen an den Rand eines Farmerstädtchens namens Mercy in North Carolina.

Er kam an den Feldern der Tannenberry-Plantage vorbei, die von den Sklaven umgegraben wurden. Das rhythmische Auf und Ab der Spitzhacken und Pickel und die schlichte Inbrunst ihrer Lieder gaben ihm die Idee zu einer bahnbrechenden Ballettoper. Ein klassenübergreifendes Renegatenstück, das die stoischen Bewegungen der Zwangsarbeiter mit der Nonchalance aristokratischer Lyrik verflechten sollte. Vor Inspiration wie berauscht, sprang Swen ungestüm über den Holzzaun, der den Freien von den Sklaven trennte. Er griff sich einen Spaten, grinste den verdatterten Nigger neben sich an und wühlte bis zum Sonnenuntergang in der feudalen Erde, fest entschlossen, die Lebensbedingungen der Feldsklaven von der Pike auf zu studieren. Die Nigger haben ihn bestimmt gewarnt, aber Swen hätte ihr gedehntes Pidgin sowieso nicht verstanden. »Spinna, ich weiß nich, werde bist, aber werde auch bist, wennde hier Tabaksklave wern wills, verstreuste besser nich n besten Bohn im Wind. Wenn die Tannenberrys ma nich essn, kannste sicher sein, dass die Schweine und Hühna zukucken lassn, wie die Nigga varreckn.« Froh und glücklich über seinen ersten Tag in der Sklaverei, zog Swen in Master Tom Tannenberrys Unterkünfte. Nachdem er sich den Bauch mit Schweineohren und Maisblättern vollgeschlagen hatte, legte er sich schlafen, und bis an sein Lebensende erwachte er in freiwilliger Sklaverei.

Zunächst freute sich Master Tom Tannenberry über sein Glück, einen zusätzlichen Gratissklaven in den Hütten zu sehen, und entsann sich der schlechten Zeiten, da man weniger Sklaven als Familienmitglieder hatte. Der frühreife konföderierte Lausbub hatte sich Grandma Verona an die gebauschten Rockschoße gehängt und um einen Leibnigger gebeten und gebettelt. Sie hatte das mit Hohnlachen quittiert

und sinngemäß gesagt, Bimbos würden nicht vom Himmel fallen.

In der frühmorgendlichen Kälte tanzte Swen Kaufman zur Arbeit. Benommen probte er für sein Meisterwerk, und seine schlaksige Gestalt vollführte im aufklarenden Nebel von North Carolina ihr »un – deux – trois«. Die Sklaven hassten ihn. Master Tom hasste ihn schließlich auch. Swen kehrte glücklicher von den Tabakfeldern heim, als er in Boston je gewesen war. Er sah sich als Plantagentänzer der Tannenberrys bei freier Kost und Logis und viel Probenraum. Wenn die Sonne unterging, tänzelte der verdreckte, energiegeladene Eins-A-Baumwollpflücker mit herausgedrückter Brust und hoch erhobenem Kinn nach Hause, ein Yankeeklipper auf Abwegen, der dem Sturmwind die Stirn bot.

Master Tom fand, Swens gepflegte Großstadtallüren und seine Angewohnheit, allfällige Scherereien mit Tanzschritten zu parieren, wären der Moral abträglich. Schlimmer noch, Missus Courtney Tannenberry bekam leuchtende Augen und rote Wangen, wenn sie Swens Erzählungen von seinen sorglosen Europareisen als eleganter *Valet noir* eines französischen Choreografen lauschte. Sie war in Nordvirginia aufgewachsen, war eine Liebhaberin der schönen Künste und schwärmte insbesondere für Tanztheater. Mit einem Fächer in der Hand saß sie vor dem Herrenhaus unter dem Portikus und sehnte sich nach einer Kultur, die sich nicht auf Erntezyklen beschränkte. Swen unterhielt sie bereitwillig mit seinen Anekdoten. Die Missus befreite ihn von der Feldarbeit und war ganz Ohr, wenn er von Banketten in den Hafenkneipen von Marseille erzählte, von der Geburtsstunde des modernen Tanzes in der Pariser Oper, dem Königlichen Theater in Kopenhagen und dem namhaften King Theater in London. Sie diskutierten Swens Theorie, die starke, kühne

und widerspenstige russische Seele werde das Ballett auf den Gipfel expressionistischer Kunst führen. Swen unterstrich seine Ausführungen mit Sprüngen und Hopsern durch den Portikus und belehrte sie ironisch, wie die eitlen Traditionen europäischer Patrizier eine Synthese mit afrikanischen Stammesritualen eingegangen seien und die Kotillons des amerikanischen Südens geprägt hätten. Im sehnsüchtigen Nachspielen von Inszenierungen, die er unzählige Male im Kopf aufgeführt hatte, wirbelte er Missus Tannenberrys kleine Töchter durch die Luft. Master Tom verbat sich das und erteilte Swen Hausverbot. Swen weigerte sich zu gehen. Wie konnte er vor Vollendung seines Händetanzes gehen, dessen Choreografie auf den Feinheiten von Missus' Häkeltechnik und dem Geschick beruhte, das man zum vollendeten Pflücken der Baumwollfasern brauchte?

Die Nigger auf Tom Tannenberrys Plantage wurden selten ausgepeitscht, aber Swen bekam Master Toms Ochsenziemer zu spüren. Demi-plié – fünf Hiebe. Zweite Position – zehn Hiebe. Pirouette über die Baumwollsämlinge – fünfzehn Hiebe plus Steinsalz und Scotch in die Wunden. Swens Darbietung des »Tanzes der heimlichen Blicke« hatte eine solche Prügellorgie zur Folge, dass die Hunde bellten und Swens brutzelnde Haut Sklaven wie Herren nachts vom Schlafen abhielt. Schlussendlich bewunderten die Sklaven Swens Zähigkeit und würdigten seine Kunst, aber da hatte Tom Tannenberry seinen Füßen den klassisch-romantischen Stil und seinem Mund die mondäne Redekunst schon ausgetrieben. Als er verkrümmt und schmerzverzerrt, mit Blutspuren am Mund und rotem Tonstaub im Gesicht am Boden lag, bekam Swen zu hören, jetzt könne er sich nach Herzenslust seinen Niggertänzen widmen.

Nach seiner Heilung ließ er sich das nicht zweimal sagen

und verliebte sich in Clocinda Didion, seine Lieblingspartnerin. Ihre Hochzeit wurde sein Abschied von der Bühne. Unter dem Vorwand, eine komplexe Hochzeitszeremonie einzustudieren, wurden sämtliche Sklaven der Plantage für die glorreiche Inszenierung eingespannt. Am Hochzeitstage tanzten sie. Begleitet von Bauchfelltrommeln und Fiedeln fegten Brautpaar, Brautjungfern und Festgäste über die Felder. Sie balancierten auf Zäunen, die viele von ihnen zuvor kaum anzuschauen, geschweige denn anzufassen gewagt hatten. Die meisten kamen erstmals näher als zwanzig Meter an die Einfriedungen heran. Das Publikum bestand aus der schwangeren Missus Tannenberry und ihren vier Töchtern, die dem Geländelauf auf den Fersen blieben und an den richtigen Stellen applaudierten. Auf dem Höhepunkt der Festivitäten hielten die Tannenberryfrauen den Besen fest und spendeten Beifall, als das glückliche Helotenpaar darübersprang, sich in der Luft küsste und im heiligen Stand der Ehe landete. Im letzten Satz der Komposition reichten die Erwachsenen den Kindern unentzündete Fackeln und legten sich auf dem Sklavenfriedhof neben Erdhügel und verrottete Grabsteine. Die Kinder spähten am Kerker durch die Fenster, die immer noch unentzündeten Fackeln auf ihren knöchigen Schultern. Dann kamen auch sie auf den Friedhof und legten sich neben ihre Eltern. Missus Tannenberry weinte danach einen Monat lang zum Steinerweichen, und an jedem Jahrestag von Swens und Clocindas prunkvoller Hochzeit besuchte sie den Friedhof.

So weit kam ich vor der Pause. Kinder, die die Erlösung von der Mathestunde üblicherweise dafür nutzten, mich wegen meiner Hochwasserhosen zu hänseln oder zu wetten, welches meiner beiden Hemden ich wohl am nächsten Tag tragen würde, bestürmten mich bei Kakao und Mokkakuchen fortzufahren.

- »Wie geht's weiter?«
- »Warum haben sie die Fackeln nicht angemacht?«
- »Wie viel Cents sind Sixpence?«
- »Kannte Euripides Kaufman George Washington?«
- »Wie geht's weiter, Motherfucker?«

Es klingelte, und sie rannten ins Klassenzimmer zurück, wo Ms. Murphy schon wartend am Tisch lehnte. Meine Mitschüler setzten sich auf ihre orangefarbenen Plastikstühlchen, stützten die Arme auf den Tisch und hängten sich an meine Lippen. Mit stolzgeschwellter Brust setzte ich mein Referat fort.

Swen und Clocinda setzten eine Reihe erstaunlich devoter Nigger in die Welt. Einer davon, Franz von Kaufman, war selbst für einen Sklaven ein außerordentlicher Speichel-lecker. Nach der Geburt sah er aus wie der Inbegriff einer 1857er Nigger-Daguerreotypie von Mathew Brady. Frisch aus Clocindas Gebärmutter geschlüpft, war seine pechschwarz glänzende Haut von furchigen und rissigen Runzeln durchzogen. Ein dünner grauer Haarschopf umstand das hohlwangige Gesicht mit den zusammengepressten Lippen und den wässrigen, gelblich trüben Augen. Ab sofort hieß er nur »der alte Franz von«. Wenige Tage darauf kam Missus Tannenberry mit Compton Benjamin Quentin nieder, dem letzten Kind und einzigen Sohn der Tannenberrys. Die Jungen teilten sich Krippe und Nippel. Franz vons Katzbuckelei war von Anfang an stark ausgeprägt. Wenn der Säugling Master Compton die Brust haben wollte, an der Franz von gerade saugte, dann knuffte er ihn, greinte und sabberte ihm das Ohr voll, und ohne jeden Widerstand machte ihm Franz von Platz. Ohne jedes Gewimmer oder Gequengel. Clocinda fand bald heraus, dass der kleine Tannenberry als Nimmer-satt und praktisch blind auf die Welt gekommen war.

Der dickköpfige Compton spielte am liebsten den unerschrockenen Entdecker und ließ sich von seinem schwachen Sehvermögen nicht anfechten. War er auf Sichtweite an seinen dunklen Spielgefährten herangekommen – wenn sich ihre Nasenspitzen also berührten –, dann wusste der kleine Master Compton instinktiv, dass er für die Verwirklichung seiner hochgesteckten Ziele einen treu ergebenden Diener brauchte. Er bat seinen Vater um Franz von, und Tom Tannenberry willigte auf der Stelle ein, weil er sich nur zu gut an seinen eigenen Wunsch erinnern konnte, einen »Leibnigger« zu bekommen. Franz von war noch ein Welpen, da reichte Master Tom seine Leine schon an Compton Tannenberry weiter. »Aber vergiss nicht, Sohnemann, du hast versprochen, es gut zu behandeln.«

Später diente der alte Franz von als Comptons Blindenhund, Adlatus und Busenfreund. Sie spielten im Walnusswäldchen Inquisition. Das war eine vereinfachte Variante von Verstecken, wo sich Franz von im Geißblattgebüsch wälzte und einen Heiden spielte. Er strömte den Lieblingsduft des jungen Master Compton aus, versteckte sich hinter den Walnussbäumen und wartete auf Entdeckung und Erlösung. Mit geblähten Nüstern stöberte der blinde Torquemada den unvergleichlichen Geißblattgeruch des ungläubigen Schmutzfinks auf. Seine Ohren peilten Franz vons falsche Ketzerparolen und Blasphemien an: »Das Gluckern und Plätschern des Bachs, das Rascheln des Laubs, all das ist nur Popel, Rotz und Niesen verschnupfter Dixiegötter!« Compton fand Franz von, fesselte ihn an einen Baum, tauschte seine Spucke gegen Franz vons Land und Seele, bewarf ihn mit Walnüssen und bekehrte den schwarzhäutigen Gottesleugner mit lauten Bibelversen.

Master Compton alterte schneller als Franz von. Mit

fünfundzwanzig war dieser die ausgewachsene Version des Negers, der er schon immer gewesen war, nur die Falten um Augen- und Mundwinkel hatten sich tiefer eingegraben. Weder war er weiser geworden, noch hatten ihn Weltklugheit oder gar Bitterkeit angesichts seiner Knechtschaft übermannt. Neumodische Ansichten waren nie sein Fall gewesen. Als junger Mann verstand er weder das Gerede der Nigger von der Abschaffung der Sklaverei noch den Stolz der Weißen auf ihre eisernen Kanonenboote. Die Braille-Bücher, die sich Master Compton immer öfter schicken ließ, machten ihm Sorge. Wie sollte er seinem Herrn Ovids Gedichte und Homers Epen vorlesen, wenn die großen Mythen nur noch aus kleinen Dellen bestanden? »Was Fränzchen nicht lernt, lernt Franz nimmermehr«, neckten ihn die Tannenberrys. Der alte Franz von lachte über ihren Scharfsinn, wick Compton nicht von der Seite und geleitete ihn sicher an den wenigen Fallstricken vorbei, über die ein verweichlichter Südstaatingentleman stolpern konnte.

Compton Tannenberry schlüpfte ebenso reibungslos in die ihm zuge dachte Erwachsenenrolle. Die Einwohner von Mercy erstaunte der Gegensatz zwischen dem kerzengeraden Gang und der herrischen Geschmeidigkeit des Blinden einerseits und dem krummen Schlurfen des sehenden Franz von andererseits. In Comptons Beisein sagten die Weißen, er sei würdig gealtert, und aus der Maische sei ein edler schottischer Whisky geworden. In seiner Abwesenheit meinten die Nigger, die unter der Sonne und seinem konföderierten Schogunat schufteten, Master Compton sei nicht gereift, sondern geronnen wie schlecht gewordene Milch. Sein weißer Dünkel sei gestockt und verklumpt und verströme auf Schritt und Tritt einen säuerlichen Geruch.

Die Sonntage waren für Kirche und Kartenspiel da. Nach-

mittags saß Franz von in einer unlackierten Bank hinten in der Kirche der angelsächsischen Trinitätsbaptisten. Von dort lauschte er dem guten Reverend William Dem, dessen Predigten abwechselnd die ewige Verdammnis und das ewige Heil behandelten. Compton Tannenberg ließ sich ausschließlich von Franz von durchs Mittelschiff zum Abendmahl führen. Er umklammerte seinen Ellenbogen, während er das perlende Blut und den weißen Leib Christi empfing. Die Abende verbrachte man bei den Honoratioren in den sakrosankten Salons des Mercy Socialite Club. Bei den hochkarätigen Pokerpartien saß Franz von neben Compton, setzte für ihn und teilte ihm durch Armdrücken in ihrem Geheimscode sein Blatt mit. Compton rechnete sich umgehend seine Chancen aus, und unter den erstaunten Blicken der erlauchteren Hautevolee von North Carolina heimste Franz von untertänig die Gewinne ein. Hatten sie die Spieltische erst hinter sich, rissen die beiden dann Witze, sie wären im Vorteil, denn einem Blinden könne man nichts von den Augen ablesen, und bei einem Nigger müsse man die Augen immer offenhalten.

Bei Ausbruch des Bürgerkriegs wollte sich Compton um jeden Preis einziehen lassen. Er wusste, dass man ihn ablehnen würde, hoffte aber, der Sache des Südens anderweitig dienen zu können. Wie erwartet, wurde er von der Einberufungsbehörde untauglich geschrieben, aber man sah andere Verwendungsmöglichkeiten für seine Bildung, sein Pokergesicht und seine Verschlagenheit. Die Konföderation ernannte ihn zum Verhandlungsführer in dem streng geheimen Geschäft, die überschüssige Baumwolle des Südens gegen das Opium des Nordens einzutauschen, das die Aufständischen für ihre Verwundeten dringend nötig hatten. Dafür musste Compton alle vierzehn Tage mit dem Zug aus Durham

nach Washington DC fahren und sich mit den knauserigen Yankees treffen. Der Haken an der Sache war, dass Franz von seinen Master auf diesen Fahrten nicht begleiten konnte, denn ein gerissener Nigger, mochte er nach außen hin auch so treu und brav wirken wie Franz von, galt als beträchtliches Sicherheitsrisiko.

Die ersten beiden Kriegsjahre verbrachte Franz von damit, seine Trennungsangst zu bekämpfen und jeden Abend pünktlich um 6.15 am Bahnsteig zu stehen, wenn der Hoote-nanny Choo-Choo aus Washington DC eintraf. Er war der glücklichste Mensch der Welt, wenn er seinem Freund als Fußschemel in die Kutsche dienen durfte, die sie auf die Plantage der Tannenberrys zurückbrachte.

Sonntag, 27. März 1864. Der 6.15 fuhr ein, aber kein Master Compton Tannenberry tastete sich mit seinem Spazierstock aus dem Erste-Klasse-Coupé ins Freie. Kein klagendes »Wo ist mein Nigger?« hallte über den Bahnsteig. Franz von wartete stundenlang, dann brachte er den leeren Einspanner zur Plantage zurück. Warum wichen die Tannenberrys seinem Blick aus, als er ihnen mitteilte, Master Tom hätte nicht im Zug gesessen? Am Tag darauf fuhr Franz von wie an allen Abenden bis zu seinem Tode um 6.15 zum Bahnhof und begutachtete die aussteigenden Passagiere. Niemand brachte es je übers Herz, ihm zu sagen, dass sein Freund und Eigentümer ein Opiumbröckchen mit einem der Zuckerwürfel verwechselt hatte, die er Franz von und den nicht requirierten Pferden immer mitgebracht hatte.

Ach, wäre meine schmachvolle Familiengeschichte doch mit dem kläglichen Franz von zu Ende gegangen. Dürfte ich doch sagen, auch meine Ahnen hätten nach jahrhundertelangem Duckmäsertum das schwarze Selbstbewusstsein des 20. Jahrhunderts entwickelt. In der Cafeteria der Schule ver-

schlangen die Siebtklässler stumm ihr Mittagessen. Beim Rascheln der Packpapiertüten und dem gedämpften Krachen der Kartoffelchips erzählte ich die Geschichte von Wolfgang Kaufman. Das war mein Urgroßonkel, der einst den höchsten städtischen Posten innehatte, den ein Schwarzer in den Zwanzigerjahren in Nashville, Tennessee, bekleiden konnte. Er war Chef der Abteilung für optische Rassentrennung. Mit Jim Crow als Muse verbrachte er die drückenden Nachmittage unter einer vollgeleckten Malermütze und pinselte »Nur für Weiße«- und »Nur für Farbige«-Schilder, die an öffentlichen Plätzen in ganz Nashville verteilt wurden. Dafür bekam er fünf Dollar die Stunde. Nur wenige Schwarze in Nashville waren besser gestellt, und Wolfgang war stolz auf seine Schablonenkunst. Seine Zerstreutheit kostete ihn den Traumjob: als er nämlich frühmorgens in aller Ruhe ein Ei gelegt hatte und in flagranti dabei ertappt wurde, wie er die den Weißen vorbehaltene Toilette verließ. Der Anblick eines rabenschwarzen Mannes, der sich den Reißverschluss hochzog und die Unterhose aus der Pospalte zupfte, hätte jeder tugendsamen weißen Frau einen Schock versetzt, erst recht Ms. O'Dwyer, der direkt vor seinen Füßen die Sinne schwanden. Als sie wieder zu sich kam, sah sie in Wolfgangs Gesicht. Er verhaspelte sich bei der Entschuldigung, in der Farbigentoilette sei das Papier alle gewesen. Ms. O'Dwyer kam blitzschnell wieder auf die privilegierten Beine, gab Wolfgang eine schallende Ohrfeige und zeigte ihn im Rathaus an. Ein wohlmeinender Beamter der Stadtverwaltung wandelte das Lynchurteil in Verbannung um, und wenig später zog der Nigger nach Chicago und schrubhte mit einem breiten »Ich danke dir, mein Gott«-Lächeln Fußböden bei WGN Radio.

An einem sonnigen Dienstagmorgen kam ein drittklassiges Dick-und-Dünn-Duo in den Sender marschiert

und wollte Szenen für ein neues Radioprogramm vorstellen. Wolfgang unterbrach das Putzen der Studiofenster und hörte zu, wie die beiden, Freeman F. Gosden und Charles J. Correll, ihr Repertoire runterleierten. »Auf dem Weg zum Sender ist mir heute was Komisches passiert.« Wolfgang stöhnte mit den Aufnahmeleitern im Chor und hielt sich die Ohren zu. Ihm fiel ein, dass er diese Baritonstimmen gehört hatte, als er bei seiner Flucht in New Orleans haltgemacht hatte. Sie waren gute Imitatoren, nur ihre Dialoge waren unter aller Sau. Wolfgang beschloss, ihnen auf die Sprünge zu helfen. In einer Spielpause schob er Kopf und Melone ins Studio, nahm den Zigarrenstummel aus dem Mund und schlug den beiden vor, mit ihm essen zu gehen. »Ihr müsst mal n paar echte Komiker hören.« Die beiden Weißen hatten nichts zu verlieren und folgten ihm zur Chicago Circle Cab Company, wo ein paar Taxifahrer in der Funkzentrale beim Mittagessen saßen. Jeder zog über die Frau und die Schwächen des anderen her und erzählte aberwitzige und kaum übertriebene Schoten aus dem Schwarzenleben in der Großstadt. Die beiden Schwachköpfe saßen wie vom Donner gerührt auf dem Kotflügel eines liegen gebliebenen Taxis. Dass es eine schwarze Gesellschaft gab, die über Liftboys und spärliche Schnappschüsse wohlhabender Neger in der *Sun-Times* hinausreichte, diese Idee war ihnen nie gekommen. Hier unterhielten sich Männer in unzähligen Dialekten über ein pulsierendes Leben, von dem die meisten Amerikaner nichts mitbekamen. Die meisten Witze gingen auf Kosten eines zurückhaltenden Taxifahrers namens Enos, der ein College besucht hatte. Der übermütigste Schwadronneur war ein stämmiger, arbeitsloser Dandy namens Sandy. Wolfgang musste grinsen, als er merkte, dass die körperlichen und geistigen Parallelen auch den ehrgeizigen Radiostars aufge-

